

---

# Tradition – theologischer Schrittmacher oder geistlicher Bremser?

Was es vom Erbe der »Väter« zu bewahren gilt<sup>1</sup>

Johannes Rosemann

---

»Willow Creek« hat unseren Bund erreicht. Ich bin begeistert über die »Jesusbegeisterung« dieser Gemeinde und das, was aus dieser »Begeisterung« für das Reich Gottes wächst. Aber ich bin auch fragend: Ist das wirklich die Gemeinde der Zukunft? Wie verträgt sich dieses Gemeindebild mit den Gemeindetypen des Neuen Testaments? Wo sind die Rentner und »Alten« in Willow Creek? Bilden sie innerhalb der Gemeinde wieder eine Gemeinde? Müssen wir die Vision von der Gemeinde, in der *alle* miteinander Gottesdienst feiern – Kinder, Teenager, Jugendliche, Singles, junge Ehepaare, Witwen und Weisen, Alte und Junge, Behinderte und Gesunde, Charismatiker und Evangelikale, Rock- und Blasmusikfreies, Langhaarige und Dauerwellenliebhaber – müssen wir diese Vision ad acta legen? Es muß doch möglich sein, daß zusammenwächst, was zusammengehört, weil alle nur dem Einen gehören – Jesus.

Deshalb ist das Thema des Vereinigungsrates ein »Topthema«, das mit Sicherheit mit diesem Vereinigungsrat nicht abgehakt werden kann, sondern im besten Falle Anstöße liefert, die in den Gemeinden weiterentwickelt werden müssen. Und so verstehe ich auch die Einladung. Ich möchte Anstöße geben und wenn nötig auch zum Anstoß werden.

Allerdings zu einem Thema, über das ich bisher noch nie intensiver nachgedacht habe: »Tradition«! Bisher wurde ich immer eingeladen, um über die Gemeinde von morgen, über Veränderung und Erneuerung nachzudenken. Deshalb war ich auch skeptisch, als mich die Anfrage erreichte, ob ich über das Thema: »Auf welche Traditionen (Erbe der »Väter«) können und wollen wir nicht verzichten« referieren könnte. Zuerst wollte ich sofort absagen. Wenn das Thema gelautet hätte: »Wieviel Tradition *hindert* uns am Gemeindeaufbau und wie können wir die Fesseln der Tradition überwinden« –, dann hätte ich sofort zugesagt. Denn der Status quo ist nicht die Zielvorgabe und damit nicht das Beste, was es zu erreichen oder zu erhalten gilt. Wir können letztlich nur das Gute bewahren, wenn wir vorwärts gehen zu noch Besserem!

---

<sup>1</sup> Referat, gehalten auf dem sächsischen Vereinigungsrat des Bundes Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden am 19. April 1997 in Leipzig.

Nach ein paar Tagen nahm ich den Brief mit der Anfrage dann doch wieder zur Hand und dachte darüber nach. Aus diesem Nachdenken wurde eine Zusage – aus zwei Gründen: 1. Ich wollte mich einmal bewußt der Herausforderung stellen und fragen: *Was ist warum* bewahrenswert. 2. Ich entdeckte, daß keiner ohne Tradition leben kann und Gemeindeaufbau immer nur *in* und *mit* Tradition geschieht. Denn eine *Abkehr* von der Tradition bedeutet letztlich immer nur, daß ich mich zum Bauplatz einer neuen Tradition hinwende! Die echte Tradition widerspricht eben nicht der echten Revolution. Das Wort »Revolution« benutze ich bewußt als Ersatz für das m.E. schon seit langem abgegriffene und durch zu häufigen Gebrauch verschlissene Wort »Gemeinderneuerung«.

Um es mit einem Bild zu verdeutlichen: Die echte Tradition muß immer wieder neu wie eine Schlange gehäutet werden, um das Wesentliche an ihr zu retten. Und die echte »Revolution« (auch in der Gemeinde Jesu) wird nicht antasten, was göltig bleibt. Denn »jeder echte Fortschritt beruht auf den Errungenschaften der Vergangenheit«. <sup>2</sup> Damit wären wir also schon mittendrin im Thema.

Fragen wir zuerst noch etwas genauer: »Was ist Tradition?«

### 1. Tradition und Traditionalismus

Das Fremdwörterbuch sagt, Tradition sei »Überlieferung«, »Herkommen«, »Brauch«, »das Überlieferte und dessen Wert für die Gegenwart«. Tradition hat also einen Wert und hat seine Gefahren. Tradition ist aber kein Wert an sich und deshalb auch keine Gefahr an sich! Überlieferung und Bräuche können Leben einengen und im schlimmsten Falle verhindern. Sie können aber auch Leben fördern, dazu dienen, daß Leben sich noch besser entfalten kann. Sie können einengen, aber auch im guten Sinne bewahren. Ich will es an einem Bild verdeutlichen: Elefanten, die als Arbeitstiere ihr Leben verbringen sollen, werden, wenn sie klein sind, angepflockt, damit sie nicht weglaufen. Der Pflock wird in den Waldboden geschlagen und am Hinterbein angebunden. Der kleine Elefant will zwar ausreißen, aber der Pflock hält ihn. Allmählich merkt er, daß es gar keinen Sinn mehr hat, ausreißen zu wollen. Wenn er groß und stark ist, könnte er den Pflock mühelos ausreißen. Er tut es aber nicht, weil er immer noch meint, der Pflock hält ihn, er sei stärker. Die einst gute »Tradition«, die ihn bewahrte, hat ihn innerlich so eingeengt, daß sie ihn jetzt behindert und damit sein Leben sowie seine Freiheit beschneidet. Tradition ist also nur erträglich, wenn sie den Menschen auch erneuert und nicht einmauert! D.h. Tradition ist in Wirklichkeit nicht nur rück-

---

<sup>2</sup> Ch. Wolf, Die Sprache des Herzens und die Sprache Gottes, Wuppertal / Kassel 1997, 11.

wärtsgewandt, sondern nach vorn. Deshalb ist *christliche* Tradition nur dann wirkliche Sendung nach vorn, wenn sie zugleich auch kritische und konstruktive Erinnerung nach hinten ist.

Damit bin ich bei einem weiteren Stichwort, das eng mit dem Stichwort »Tradition« verwurzelt ist und an dieser Stelle unbedingt ein Nach-Denken verdient: »Erinnerung«. Sich der Tradition erinnern, was heißt das? »Erinnern« hängt zusammen mit meinem Innern. Wenn ich etwas »ergreife«, nehme ich es in meinen Griff, was ich erinnere, nehme ich in mein Inneres. Demzufolge ist all das, was einmal gewesen ist, nicht aus dieser Welt verschwunden, sondern nur von außen nach innen gegangen, vom Rand in die Mitte meines Lebens und ist jetzt in meiner Erinnerung, in mir. Vieles, was ich heute denke, rede und tue, lebt aus dem, was ich in meinem Innern gespeichert und aufbewahrt habe. Das bestimmt zu einem großen Teil mein Leben heute und morgen.

»Erinnern bedeutet, etwas der Vergessenheit zu entreißen, um es Gegenwart werden zu lassen.«<sup>3</sup> Wir müssen uns guter alter Traditionen in diesem aufgezeigten Sinne »erinnern« und wo es nötig ist, sie neu zum Leben erwecken. Bildlich gesprochen ist Tradition die Ausdehnung des Wahlrechts. Die unbekannteste aller Klassen – unsere Vorfahren – bekommen Stimmrecht. Tradition ist sozusagen eine Mitdemokratie der schon lange Verstorbenen. Bedenkt doch einmal: Was wären wir ohne unsere »Mütter und Väter im Glauben«! Wieder im Bild: Wie viele Lichter verdanken es nur ihrem Leuchter, daß man sie sieht. (Soweit zum Stichwort »konstruktives Erinnern«.)

Aber ich sagte, daß christliche Tradition nur dann wirkliche Sendung nach vorn ist, wenn sie zugleich auch *kritische* Erinnerung nach hinten ist. Anders gesagt: »Ein Erbe muß man sich bewußt aneignen, wenn es wirksam sein soll.«<sup>4</sup> Aber was sollen wir uns vom Erbe aneignen? Und welche Teile der Erbschaft sollen wir ausschlagen? Bedeutet Tradition nicht zuerst, das Gute zu bewahren?

Nun ist das mit der Tradition ja so eine Sache. Wir haben nämlich nicht *nur* Gutes überliefert bekommen, sondern auch weniger Gutes. Es gibt nicht nur Beglückendes, sondern auch Bedrückendes. Dinge, die vor 50 Jahren richtig waren, können doch heute falsch sein, oder? »Der christliche Gott ist nicht der himmlische Garant des Bestehenden« (Jürgen Moltmann). Was gibt es dazu zu sagen?

Der Tradition *verpflichtet* zu sein, ist gut. Jedoch, dem *Traditionalismus* *verfallen* zu sein, ist schlecht. Unter Traditionalismus verstehe ich, daß man *unter allen Umständen* festhält an der *ganzen* Tradition, daß man sich *bedingungslos* anschließt an das, was überliefert wurde und es grundsätzlich Neuem gegenüber überbewertet. Daß man also die

3 Erich Geldbach in seiner Rede zur Eröffnung der Ausstellung »Die Gegenwart von Auschwitz« am 28. Januar 1995, Kirchröder Turm, Hannover.

4 A.a.O., 10.

Schlange nicht häutet! Traditionalisten hängen am Überlieferten um jeden Preis. Da kann selbst Schlechtes, nur weil es alt ist, für gut erklärt werden. Da brandmarkt man z.B. den biblischen Fundamentalismus »nach Strich und Faden«, was aber die eigene »liebgewonnene Gestalt« der Gemeinde betrifft, ist man einem verschleierte Gestalt-Fundamentalismus verfallen. Eines der wichtigsten Gesetze im Baptismus lautet ja nicht umsonst: »Das war schon immer so!« Während die kommerzielle Welt an uns vorbeirauscht, dösen wir Christen zufrieden im Halbschlaf vor uns hin: »Wir haben es immer so gemacht«. Das sind dann auch die letzten sechs Worte mancher Gemeinden. Was die Gemeinde Jesu heute dringender den je braucht, sind keine Bürokraten, sondern Pioniere, keine Funktionäre, sondern Revolutionäre! Ich bin der festen Überzeugung, daß sich die kreativen Kräfte in der Gemeinde von morgen durchsetzen werden, denn eine Gemeinde, die nicht mit der *Zeit* geht, *wird* mit der *Zeit* gehen.

Nun gibt es in unseren Gemeinden aber nicht nur Traditionalisten. Es gibt leider Gottes auch Antitraditionalisten. Bei ihnen ist etwas darum schon schlecht, nur *weil* es alt ist und *weil* es schon immer so war. Sie hängen an der »Veränderung um jeden Preis«. Nichts darf so bleiben wie es ist. Alles ist ungenügend. Deshalb muß alles anders werden. Was ist *dazu* zu sagen?

Obwohl der Abstand zwischen Traditionalisten und Antitraditionalisten unüberbrückbar erscheint, beziehen sie ihre »Nahrung« doch aus einer gemeinsamen Quelle: der Ideologie. Ideologie jedoch ist nicht Geist, sondern Ungeist. »Ideologie ist Trieb, der sich vernünftig gibt« (Paul Schütz). Triebhaftes, egoistisches Eigeninteresse tarnt sich gern mit scheinbar vernünftigen Argumenten. Es hat auch keine Probleme damit, sich aus theologischen Arsenalen zu bedienen. Ganze theologische Lehrgebäude können so entstehen, nur aus Ideologie. Doch diese »Lehrgebäude« sind letztlich »Leergebäude«, weil hinter der sichtbaren Fassade nichts zu finden ist.

Beide, Traditionalisten und Antitraditionalisten, werden nicht vom Geist Gottes bestimmt, sondern von unsauberen Geistern, von unreinen Motiven, auch wenn sie sich noch so sauber geben und gebärden. Weil ich die Gemeinde Jesu liebe, warne ich die Gemeinden vor der Ideologie der Traditionalisten und der Antitraditionalisten. Was aber schlage ich vor?

Eine Gemeinde, die in ihrer Zeit Gemeinde Jesus nicht nur für sich, sondern für viele Menschen sein will, wird 1. das, was sich für den Gemeindeaufbau bewährt hat, auch bewahren und fortführen, 2. das, was sie als hilfreich für den Gemeindeaufbau erkannt hat, verstärken, 3. das, was den Gemeindeaufbau hindert und bremst, abbauen und 4. das, was sie bisher übersehen hat, in Augenschein nehmen und tun.

Nun sind diese vier Punkte eine gute Gliederung für ein Referat. Leider ist mein Thema wie eine Einbahnstraße zugeschnitten, und ich muß mich inhaltlich auf die Punkte eins und vier beschränken, obwohl ich

mich z.B. bei Punkt drei viel heimischer fühle. Wir werden aber im folgenden entdecken, daß letztlich alle vier Punkte betroffen sind. Nach diesem doch etwas langen Vorlauf, den ich aber als wichtige Grundlage für das weitere Nachdenken erachtete, nun zur Hauptfrage: Was müssen wir neu »erinnern«. Auf welche Traditionen wollen und können wir nicht verzichten? Welches baptistische Erbe gilt es unter allen Umständen festzuhalten? Ich kann aus meiner Sicht nur einige anreißen, denn die Liste ist lang:

## 2. Was es zu bewahren gilt

Auf was also können und wollen wir nicht verzichten, selbst wenn es schon eine Tradition hat oder schon lange *keine* mehr hat? Auf die Kanzel? Auf die Sitzordnung? Auf die Predigt als Vortrag? Auf den Gemischten Chor? Auf die Orgel? Das alles ist verzichtbar, weil es sich um äußere Gegebenheiten handelt und letztlich nur eine Frage des Geschmacks ist. Es sind inhaltliche Dinge, auf die ich nicht verzichten möchte und die uns die »Väter« als Erbe hinterlassen haben.

### 2.1. Die bibellesende Gemeinde

»Die Bibel hat schuld daran, und besonders das Neue Testament [...] Das war die Ursache, daß wir unseren Ausgang aus der großen Kirche dokumentiert haben.« Mit diesen Worten beschreibt J.G. Oncken die Entstehung des deutschen Baptismus 1834! Die ersten Baptisten auf unserem Kontinent wurden nicht nur von der Gesellschaft, sondern auch von ihren »großen Brüdern und Schwestern«, den Großkirchen, als Nonkonformisten bezeichnet. Und sie wehrten sich nicht dagegen. Doch wollten sie keine Gegenbewegung zur Großkirche sein, sondern eine bibeltreue, apostolische Gemeindebewegung. Sie waren und blieben in der Erwekungsbewegung des 19. Jahrhunderts verwurzelt. Deshalb hatte das persönliche Bibelstudium Priorität. Und deshalb hatte laut Oncken auch die Bibel schuld an der Entstehung dieser Gemeindebewegung. Diese Wertschätzung der Bibel am Anfang des deutschen Baptismus wird auch im ersten baptistischen Glaubensbekenntnis von 1847 deutlich.

Es beginnt nicht – wie man vermuten könnte – mit der Lehre von Gott, sondern mit der Lehre vom *Wort Gottes*. Dort heißt es, »daß die Heilige Schrift [...] alleinige Quelle der Gotteserkenntnis wie die alleinige Regel und Richtschnur des Glaubens« sein muß. Josef Lehmann schreibt in einem Kommentar zum Glaubensbekenntnis von 1847: »Da sie [die Bibel] vom Heiligen Geist eingegeben ist, enthält sie untrügliche Wahrheit, und es müssen alle Lehren und Gemeindeordnungen durch sie bewiesen werden können. Traditionen, Beschlüsse der Konzilien, Aussprüche der frommsten Männer sind nicht maßgeblich.«

Unsere »Väter« waren es, die das reformatorische Prinzip »sola scriptura« (allein die Schrift) nicht nur aufgegriffen, sondern auch konsequent zu entfalten suchten! Aber die Worte der Bibel stehen uns nicht irgendwo abrufbar zu billiger Verfügung. Das Wort Gottes gewinnt dann für uns Kraft, wenn wir Kraft in das Wort Gottes investieren. Das Wort Gottes lebt dort, wo es die Möglichkeit hat, das Leben zu greifen. Dann wird durch das Wort auch Leben gelingen. Gemeinde darf nicht nur behaupten, »Gemeinde des Wortes« zu sein. Sie ist es nur, wenn sie das Wort auch zu Wort kommen läßt und ins Wort investiert. Wird sie hier nicht wichtig, ist sie vermutlich nicht wichtig.

Die zur Zeit so viel diskutierte Identitätsfrage in unserem Bund hängt auch damit zusammen, »daß wir Baptisten – leider – längst keine Bibelbewegung mehr sind. Eben weil uns die Beschäftigung mit der Bibel nicht mehr beschäftigt«.<sup>5</sup>

Was würde es bedeuten, wenn der oben zitierte Satz Onckens und damit diese Tradition der ersten Gemeindegeneration des deutschen Baptismus heute konkreter verwirklicht würde? Aus einer predigthörenden Gemeinde würde wieder eine bibellesende Gemeinde, und wir müßten nicht wie ein schwankendes Rohr im Wind bei jeder neuen Lehre, die auf den christlichen Markt kommt und boomt, hin- und herschwanken! Das, was Oncken meinte, ist mehr, als sich beim Frühstück durch die Herrnhuter Losung einen geistlichen Cocktail abzuholen oder Bibelworte wie geistliche Erdnüsse zu knabbern und, wenn es darauf ankommt, Andersdenkende damit meuchlings zu »erbibeln«. Es ist die Einladung, nicht nur biblisches Denken einzuüben, sondern auch auf *gesamtbiblische Zusammenhänge* zu achten. Und daran mangelt es heute mehr denn je! Wie will ich mit der Bibel leben, wenn ich nicht in der Bibel lese? Wie soll sie unser alltägliches und sonntägliches, unser persönliches und gemeinsames Leben in Gemeinde und Welt gestalten und prägen, wenn wir ihr nur einen Gaststatus in unserem Leben zubilligen? Wer sich nicht »hinsetzt«, sich mit der Bibel auseinandersetzt, kann sie auch nicht umsetzen ins Leben. Damit die Bibel zu uns reden kann, müssen wir uns aufmachen, den mühsamen und zeitintensiven Weg in die Bibel zu gehen. Wir müssen uns mit ihr auseinandersetzen, indem wir uns auch mit anderen Christen zusammensetzen. Wenn ein Gespräch zwischen den unterschiedlichen Generationen in der Gemeinde beginnen soll, dann ist die Bibel dafür die beste Grundlage.

Was ist unverzichtbar? Was es zu bewahren gilt, weil es sich bewährt hat: eine bibellesende Gemeinde!

---

5 K. Strübind, Editorial, ZThG 2 (1997), 4.

## 2.2. Der Mut zur kleinen Gemeinde

Viel wird heute über Wesen und Gestalt der christlichen Gemeinde diskutiert, z.B. anhand von Willow Creek. Heute, wo Willow Creek in aller Munde ist, leiden kleine Gemeinden geradezu unter einem Minderwertigkeitskomplex. Dabei sind »klein« und »groß« sehr ungünstige Begriffe, um den Zustand einer Gemeinde zu beschreiben, zumindest wenn wir vom Neuen Testament her denken. Die zahlenmäßige Größe spielt da keine große Rolle. Allerdings ist das, was im Neuen Testament eine Nebenrolle spielt für viele Gemeinden in den Neubundesländern nach der Einheit Deutschlands zur Hauptsache geworden, weil an ihr ein ganzer Schwanz von Fragen hängt. Wie soll eine zahlenmäßig kleine Gemeinde ihren Pastor bezahlen, wie die staatlichen Bauauflagen erfüllen?

Die erste Baptistengemeinde in Hamburg hatte sieben Mitglieder – das kann man wahrlich nicht groß nennen. Und doch hatten sie den Mut, sich als Gemeinde zu konstituieren. Im Neuen Testament, das insgesamt gesehen sehr sparsam mit Zahlen umgeht, wird der kleinsten Gruppe von Christen, nämlich zwei oder drei, die Gegenwart unseres Herrn Jesus Christus zugesagt (Mt 18,19-20). Weil unter ihnen alles lebt, was von Gott her leben kann, und weil Jesus selbst in ihrer Mitte ist, ist es eine große Gemeinde. Denn was kann es Größeres geben als Jesus selbst?

Unsere »Väter,« die aus dem Evangelium lebten, wußten, daß auch Armut, Verzagttheit, Schwachheit, Angst und Bedrängnis zur Gemeinde gehören. Wissen wir dies heute auch? Wissen wir dies auch noch, wenn heute noch so berühmte und gefragte Bibellehrer ausschließlich von Sieg reden? Unser Problem ist, daß unser Gemeindeverständnis eben nicht nur von der Schrift bestimmt wird. Das Selbstbewußtsein unserer Gemeinden ist heute – wahrscheinlich mehr als uns bewußt ist – marktwirtschaftlichen Einflüssen ausgesetzt. Uns beschäftigen z.B. zunehmend Zahlen, weil wir sinkende Mitgliederzahlen haben. Bei einer missionarischen Veranstaltung fragen wir zuerst: »Wieviel Fremde waren da?« Bei einer Evangelisation fragen wir: »Wieviel Entscheidungen sind gefallen?« In bestimmten charismatischen Gemeinden kommen dann noch Fragen hinzu wie: »Wie viele Heilungen sind geschehen?« oder »wie viele sind umgefallen und haben im Geist geruht?«, im Extremfall: »Wie lange haben sie im Geist geruht?« An Zahlen wird die sogenannte »Salbung« gemessen. Wir fragen immer nach dem Wachstum, weil uns die Gesellschaft lehrt: Was nicht wächst, geht ein. Und deshalb fragen unsere Statistiken nicht danach, ob Menschen im Glauben und Vertrauen gewachsen sind oder wieviel Menschen diakonisch geholfen wurde.

Zahlenmäßig wachsende Gemeinden sind gemessen am Altersdurchschnitt meist junge Gemeinden. Warum? Weil die »Alten« keinen Platz mehr haben? Weil sie mit ihren Ausdrucksformen von Lobpreis und Anbetung nicht mehr vorkommen? Gemeinden, in denen nur noch alte

Menschen zu finden sind, werden oft als sterbende Gemeinden betrachtet. Wer gibt uns das Recht dazu? Sind diese alten Schwestern und Brüder Jesus nicht ein Leben lang in Treue und Entschiedenheit nachgefolgt? Menschen werden niemals an der Größe einer Gemeinde ablesen können, ob am Christsein etwas dran ist. Ob am Christsein etwas dran ist, wird daran erkennbar, welche Früchte bei uns Christen dran sind! Entweder trägt unser Leben Frucht oder wir sind faule Früchtchen. Den Mut zur kleinen Gemeinde – diese Tradition der »Väter« müssen wir neu tradieren. Diesen Mut gilt es zu bewahren, denn er hat sich bewährt!<sup>6</sup>

### 2.3. Das Priestertum aller Gläubigen in der Gemeinde

Für unsere »Väter« gab es in der Gemeinde kein »unten« und »oben«. Die Gemeinde war kein Spiegelbild der Gesellschaft, sondern ein Gegenbild und damit Kontrastgesellschaft. Für die »Väter« war die Gemeinde wie eine Familie, die aus einander gegenseitig dienenden Menschen besteht. Die kirchliche Hierarchie wurde abgelöst durch die Gleichheit aller und den Dienst aller an allen. Natürlich ist das bis heute ein Ideal geblieben. Aber das ist der Ansatz baptistischen Erbes! Unsere »Väter« versuchten das Priestertum aller Gläubigen zu verwirklichen. Und was ist aus diesem Erbe geworden? Wie sieht es mit dem gegenseitigen Dienst aus? Die einen übernehmen sich, die anderen »übergeben« sich, die dritten haben immer recht und die vierten üben die Macht aus. Aber auch das andere Extrem gibt es: Daß in einer Baptistengemeinde das »Papsttum aller Gläubigen« den Platz ergriffen hat.

In vielen Gemeinden heute gilt die 20:80 Regel: 20 Prozent der Mitglieder erledigen 80 Prozent der Arbeit, während die restlichen 80 Prozent die Zuschauerränge füllen. Das ist das fatale Erbe einer pastorenzentrierten Kirche, die wir lange Zeit gepflegt haben. Es ist aber nicht das Erbe des Baptismus'. Wenn wir dieses Erbe neu »erinnern« wollen, dann brauchen wir Spielräume für ungewöhnliche Menschen mit ungewöhnlichen Gaben und Ideen. Auch Fehler müssen erlaubt sein, denn ohne sie gibt es keine positive Veränderung. Zu oft schon wurde in der Gemeinde Jesu Neues nur am Bewährten gemessen und darauf zugeschnitten. Dieses Verfahren ist zwar außerordentlich sicher, aber es verliert das Leben aus dem Blick. Gerade wer die Lebensweise der »Väter« festschreibt, wird ihr Erbe verlieren. »Wir müssen die »Väter« *kapieren* und nicht *kopieren*«, hat Helmut Thieliicke gesagt, und er hat recht damit.

»Priestertum aller Gläubigen« bedeutete für die »Väter« auch den revolutionären Schritt weg von der Gleichsetzung: Volk = Kirche und hin zur Gemeinde der an Jesus Glaubenden. »Gemeinde der Heiligen« stand

<sup>6</sup> Zum weiteren Nachdenken empfehle ich das in »Wort und Werk« 5 (1996) abgedruckte Referat von U. Dammann, »Wer ist groß, wer ist klein?«.

auf ihrem Programm. Natürlich war man sich darüber im klaren, daß Weizen und Unkraut zusammen aufwachsen. Doch diese Einsicht schloß eben nicht aus, daß man *Gemeindeerziehung* übte. Das ist oft genug übertrieben worden. Wir müssen neu die Mitte zwischen Übertreibung und Laxheit finden. Wir müssen das Erbe einer Gemeinde wiederentdecken, in der man sich gegenseitig ermahnt, ermutigt, zurechtweist, kurz: in der man fruchtbare Seelsorge aneinander übt.

#### 2.4. Die missionarische Grundausrichtung der Gemeinde

Emil Brunner war es, der schrieb, daß die Kirche durch Mission existiert wie das Feuer durch Brennen. Oncken hat den gleichen Gedanken ganz anders formuliert, wenn es denn stimmt, daß er gesagt haben soll: »Jeder Baptist ein Missionar«. Und Dietrich Bonhoeffer hatte die Vision: »Kirche ist nur Kirche, wenn sie für andere da ist«. »Gemeinde für andere« ist heute wieder stark im Kommen. Das ist gut so, könnte aber eine erneute Schiefelage ergeben. Bei den »Vätern« entdecke ich nicht das Modell »Gemeinde für andere«, sondern »Gemeinde mit anderen«! Unsere »Väter« verstanden unter Mission die Sendung der ganzen Gemeinde zum Dienst an der Welt! Mission ist also nicht nur Einzelaktion einzelner Christen, sondern Dienst des ganzen Leibes Jesu. D.h. auch: Ohne Gemeinschaft der Christen kann die Mission als Sendung nicht gelingen. Die Verkündigung in der Mission richtet sich einerseits an die, die Jesus ihren Herrn nennen, um sie durch Lehre und Seelsorge aufzubauen, andererseits an die, die noch nicht an Jesus glauben, um sie zur Umkehr und in die Nachfolge Jesu zu rufen. Den zweiten Dienst nenne ich »Evangelisation«. Ich unterscheide also zwischen Mission als dem universalen umfassenden Dienst und Evangelisation als einem Teilbereich innerhalb dieses Dienstes. Wobei einleuchtet, daß ohne praktische, tätige Nächstenliebe alle Verkündigung des Evangeliums »hohl« bleibt. Deshalb ist es völlig unsinnig, Verkündigung und Diakonie gegeneinander auszuspielen.

Diese umfassende missionarische Grundausrichtung hielt unsere Gemeinden von Anfang an in Bewegung. Sie verlieh ihnen die nötige Mobilität und verhinderte lange Zeit die Erstarrung in Formen. Für unsere »Väter« war es schon damals eine Frage: Verstehen Unbekehrte unsere Lieder, unsere Sprache, alles das, was wir tun? So sind die ersten Gemeindelieder entstanden. Oft hat man Volkslieder und momentane Hits mit einem christlichen Text unterlegt, und dadurch war die Verbindung »zur Welt« hergestellt. Aber schon das Liedgut ist ja heute ein Punkt, der oft Dauerstreit auslöst. Die einen wollen nur die alten Choräle, die andern die Lobpreishits und beide sind für Nichtchristen meist unverständlich. Es ist weder ihr Musikstil, noch ihre Sprache. Ich lerne aus den Anfängen der »Väter« immer mehr, mit welcher großen Offenheit sie die Kultur ihrer Zeit eingebunden haben in ihr Gemeindeleben. Mu-

sik, Sprache, Kleidung, Räumlichkeiten, Veranstaltungszeiten müssen wieder die Kultur widerspiegeln, in der *wir* leben – nicht die unserer Großeltern und schon gar nicht die unserer frommen Urahnen. Diese Tradition, nicht *von der Welt* zu sein, aber auch nicht abgehoben von ihr, sondern mitten in ihr, mit ihr und für sie zu leben, gilt es als Erbe zu bewahren, oder wiederzuentdecken.

Mit der missionarischen Grundausrichtung hängt ein weiterer Punkt zusammen:

### 2.5. Die Botschaft vom Kreuz

Paulus hat ein wichtiges Prinzip der christlichen Mission schon im ersten Jahrhundert klar formuliert: den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche. Heute bedeutet das auch: den Freaks ein Freak, den Gruftis ein Grufti [...] Allen alles, »um auf jegliche Weise einige zu gewinnen«. Für Paulus war wirklich vieles diskutierbar, nur nicht die Botschaft vom Kreuz. »Das Wort vom Kreuz ist und bleibt ein Stachel im Fleisch dieser Welt« (Ulrich Parzany). Wer meint, diesen Stachel lockern oder gar ziehen zu müssen, muß mit katastrophalen Folgen für seine Gemeindegemeinschaft rechnen. Die Botschaft vom Kreuz war nicht nur das Generalthema des Apostels Paulus. Es war auch das Generalthema unserer Gemeinden. Aber inzwischen scheint der Trend allmählich umzuschlagen. In mancher Verkündigung begegnet uns heute ein Gott, der nicht nur gut und barmherzig ist, sondern in seiner Güte und Barmherzigkeit auch in bezug auf die Sünde »beide Augen zudrückt«. Doch diesen Gott gibt es nicht. Der Gott, den die Bibel uns vorstellt, ist heilig, gerecht und gut. Wenn es um Sünde geht, spielt er mit uns nicht »Mensch ärgere dich nicht«. Wer Gottes heilige Gerechtigkeit unter den Tisch fallen läßt oder mit angenehmen Farben übermalt, versucht den Stachel im Fleisch dieser Welt zu ziehen. Es gibt nur einen Ort, an dem die Spannung zwischen dem gerechten und barmherzigen Gott gelöst wurde, das ist das Kreuz. Gott hat die Sünde so ernst genommen, daß Jesus, sein Sohn, mit seinem Tod dafür bezahlen mußte. Wer deshalb die Sünde verharmlost, macht die Botschaft vom Kreuz und damit die Erlösung durch Jesus bedeutungslos. Das Kreuz Jesu verblaßt dann zu einem dogmatischen Anhängsel, das uns im Leben nicht weiter berührt. Damit bleibt die Gnade Gottes letztlich auf der Strecke.

Die Botschaft vom Kreuz war für unsere »Väter« immer Dreh- und Angelpunkt aller Verkündigung. Das müssen wir als Erbe bewahren.

### 3. Nachtrag als Schlußwort

Gemeinden können mit den Jahren »exotische« Lebensformen entwickeln, ohne es selbst zu merken. Der Grund liegt oft in einem falschen Traditionsverständnis. Anstelle des Glaubensmutes der »Väter und Mütter in Christus« tradieren wir ihre Lebensformen. Aber »wer sein will wie die ›Väter‹, muß anders sein als sie«. Mit ihrer Lebenskultur, Sprache, Musik oder Sitzordnung haben wir noch nicht ihre geistliche Kraft. Formen sind veränderbar und sie müssen es bleiben, wenn wir unsere säkulare Umgebung mit dem Evangelium erreichen wollen. Aber neue Formen allein – so wichtig sie sind – schaffen noch kein Leben. Keine noch so lebendig wirkende Struktur ist gegen Entleerung gefeit. Das spontane »Singen im Geist«, Beten und Hallelujarufen kann genauso zur leeren Form erstarren wie das »Vaterunser«.

Worauf kommt es letztlich an? Daß eine Gemeinde immer wieder neu zu ihrer klaren Identität findet, die m.E. heute in vielen Bereichen verlorengegangen scheint. Und diese gewinnt sie nur, wenn sie sich »erinnert« (im oben aufgezeigten Sinne), *wodurch* sie lebt, *wovon* sie lebt, *wofür* sie lebt. Nur durch eine klare Identität gewinnt sie dann auch die nötige Authentizität (Echtheit, Zuverlässigkeit, Ehrlichkeit).

Authentisch sein ist ja heute wieder im Trend (nach Aussagen des bekannten Trendforschers Matthias Horx)! Echtheit und Ganzheit sind für unsere Gemeinden heute wohl die größte Herausforderung. Was ist nicht alles unecht und gekünstelt in unserem Gemeindeleben. Wer kann sich denn überhaupt erlauben, echt und wahr zu sein, ohne daß gleich die Stirn gerunzelt oder abwertend geschmunzelt wird? Wie oft wird in sogenannten Zeugnissen »vom Leder gezogen« und damit fromm überzogen? Haben wir nicht längst eine eigene, gekünstelte Gemeindegewelt aufgebaut, die mit dem alltäglichen Leben von Montag bis Samstag nur sehr wenig zu tun hat? *Das ist »der Tod im Topf«!*

Paulus spricht in 2Tim 3,5 das Problem der Unechtheit unmißverständlich an: »*Nach außen tun sie zwar, als seien sie fromm, aber von der Kraft des wirklichen Glaubens wissen sie nichts. Hüte dich vor solchen Menschen!*«

Gott will Echtheit.